

«Viele Lehrpersonen jammern, haben aber nicht den Mut, etwas zu ändern»

Gymi-Lehrer Nik Thür zieht nach 36 Jahren Bilanz: Was wurde an Schweizer Schulen besser – was nicht? Ein Gespräch über Teenies auf Ritalin, fordernde Eltern und die Faust im Sack.

Christian Zürcher

Die Schüler? Handysüchtige Wesen. Die Eltern? Drangsalierende Besserwisser. Die Strukturen? Oft veraltet. Kein Wunder, dass manche Lehrer nach ein paar Jahren wieder aufhören. Und doch gibt es Lehrpersonen, die ein ganzes Arbeitsleben lang vor einer Klasse stehen. Wie zum Beispiel der Englischlehrer Nik Thür der Kantonsschule Zug. Nach 36 Jahren wurde er diesen Herbst pensioniert – ohne dass er je eine Schaffenskrise erlebt hatte.

Nun blickt er zurück.

Herr Thür, wie oft haben Sie in den letzten 36 Jahren einen Schüler vor die Tür geschickt?
Ein einziges Mal!

Was ist geschehen?

Ich habe die Prüfungen ausgeteilt und einem Schüler einen 3,5er gegeben. Er sagte dann, gut hörbar: «Das huere Arschloch.» Da schickte ich ihn raus. Das würde ich heute nicht mehr machen und das Gespräch suchen. In diesem Punkt habe ich mich als Lehrer sicher verändert. Ich gehe mehr auf die Schüler ein.

Wie haben sich die Schülerinnen in dieser Zeit verändert?

In vielen Aspekten nicht sehr stark. Es sind immer noch Menschen im Wachstum, Teenager mit vielen Hormonen und viel Neugier, sie sind wahnsinnig begeisterungsfähig, können aber auch alles ablehnen im Sinn von: nein, nein, nein. Was sich aber wohl am meisten geändert hat, ist ihre Belastung.

Die schulische?

Nein, diese ist wahrscheinlich sogar kleiner geworden. Ich meine die Belastungen ausserhalb der Schule. Sie machen heute tausend andere Sachen, dazu kommen die sozialen Medien. Sie sind dadurch mehr gestresst, vor allem innerhalb der Peergroup. Sie sind immer darauf aus, wie sie wirken, wie sie aussehen, wie ihre Sätze ankommen. Ich würde sagen, in jeder Klasse ist rund die Hälfte sehr kontrolliert unterwegs.

Sie sind also angepasster.

Nein, das tönt so passiv resigniert. Sie sind eher effizienter unterwegs. Sie überlegen sich, wo es sich lohnt, ihre Energie einzusetzen – und wo nicht. Das zeigt sich auch politisch. Sie sind sich mit ihren Eltern viel stärker einig als früher. Manche lassen sich von ihnen gar sagen, was sie denken sollen.

Woran merken Sie das?

Wenn sie mir zum Beispiel erzählen, dass Zug die Steuern tief halten solle, damit es auch den Ärmern gut gehe. Ich mag es, zu provozieren, und nehme in den Gesprächen manchmal bewusst die Gegenposition ein: «Wenn ich euch zuhöre», sagte ich, «könnte ich eigentlich grad mit euren Eltern sprechen. Wo ist eure eigene Meinung?»



Nik Thür war Englischlehrer aus Leidenschaft und setzt grosse Hoffnungen in die heutigen Jugendlichen. Foto: Urs Jaudas

Wie reagierten sie?

Erst waren sie geschockt und sagten, dass sie erst 16 seien und nicht abstimmen könnten. Dann sagte ich: Das zwar nicht, aber ihr habt das totale Privileg, an der Kanti zu sein und nachdenken zu können. Ihr habt Zeit, um eure Position in der Welt zu finden.

Es heisst, es wachse momentan eine brave Generation heran.

Das kann man wirklich nicht sagen. Eher das Gegenteil ist der Fall.

Woran machen Sie das fest?

Ich glaube, Mobbing und das gegenseitige Fertigmachen haben durch die sozialen Medien ein anderes Level erreicht. Und früher haben sie vielleicht vor dem Unterricht gekifft, da konnte man sie noch anherrschen. Heute weisst du nicht, was sie nehmen: Antidepressiva, Schmerzmittel, Ritalin.

Als Berauschung oder als Behandlung?

Sie merken wohl, dass das ursprüngliche Medikament nicht nur gegen Kopfweh hilft. Manche Schüler wirken apathisch, und man fragt sich: Was ist mit dir? Solche Dinge machen den Lehrerberuf sicher nicht einfacher.

Sie haben nun viel über eher negative Entwicklungen gesprochen. Gibt es auch positive?

Klar, in der Gesprächskultur zum Beispiel. Wenn die Jugendlichen sich einmal für ein Thema interessieren, sind sie bereit, sehr viel zu geben und auch von sich mitzuteilen – manchmal übrigens fast zu viel. Wir haben heute viel bessere Diskussionen, wohl auch, weil sie einfach auch besser Englisch sprechen als früher. Und dann gibt es im Klassenzimmer auch eindeutig weniger homophobe und sexistische Ausdrücke. Man muss das fast nicht mehr massregeln.

«Zeit für Visionen gibt es keine. Das ist für mich die grösste negative Veränderung zu früher.»

Wo lernt man mehr: in der Schule oder im Leben?

Ich sage meinen Schülern immer: «Geht ins Leben raus, dann lernt ihr etwas.» Die Schule lehrt gewisse Grundfertigkeiten wie das eigene Denken. Aber das Leben prägt viel mehr. Manchmal merkst du, wie manche wohlstandsverwahrlosten Kinder, von denen gibt es in Zug einige, keinen Bezug mehr zum Leben haben.

Wie kommen Sie darauf?

Wenn ich sie frage, ob sie eigentlich wüssten, wo ihre Raumpflegerin lebe, dann antworten sie: Nicht im Kanton Zug. Das Warum aber hinterfragen sie kaum. Darum finde ich es gut, wenn sie nach der Matur ein Zwischenjahr machen, einen Sprachaustausch, eine soziale Arbeit im Spital, was auch immer.

Wie packt man junge Menschen?

Indem man sie ernst nimmt und interessiert ist an ihnen als Person und nicht nur an ihrem Wissen. Dann kommt sehr viel von ihnen.

Englisch ist heute populär, Französisch eher weniger. Haben Sie Mitleid mit Ihren Kollegen aus dem Französisch?

Nein, das nicht, aber ich sage meinen Schülern immer: Im CV ist nicht wichtig, was ihr im Englisch erreicht habt, das können alle. Es ist das Französische. Meiner Meinung nach ist es auch ein Symbol dafür, wie wir als Staat unterwegs sind. Es braucht die Verbindung zur Westschweiz, es braucht den Austausch, aber dafür muss man auch einen Effort leisten. Und damit man überhaupt Französisch lernen kann, muss man mit Migrationshintergrund erst Deutsch können. Dafür bräuchte es bereits eine Förderung in der Kita. In der Primarschule ist es zu spät.

Braucht es Frühenglisch?

Nein. Frühfranzösisch hingegen schon. Man könnte das Englisch wieder auf die Oberstufe hieven, die Jugendlichen bringen heute so viel mit. Ich sage meinen Deutschkollegen jeweils: Ihr seid euch schon bewusst, dass die Maturanden auf Englisch bessere Aufsätze schreiben als auf Deutsch?

Wirklich?

Das ist so. Sie schreiben und lesen heute mehr auf Englisch als auf Hochdeutsch. Die Deutschlehrer verteilen 2,5er in den Aufsätzen. Haarsträubend.

Wie ändert man das?

Es braucht Visionen. Was erwarten wir von unseren Schülern sprachlich? Es gibt Lehrer, die aufgegeben haben und sagen, unsere Kinder läsen halt einfach nicht mehr. Das ist doch falsch. Wir müssen als Schule verlangen, dass die Schüler lesen. Und wer es nicht macht, hat bei uns die Leistung nicht erfüllt und muss irgendwann die Schule verlassen. Punkt.

Haben Sie in den 36 Jahren als Lehrer einmal eine Schaffenskrise erlebt?

Nicht wirklich, denn ich hatte das Glück, dass ich mit 50 in ein Sabbatical gehen konnte. Ich glaube, damals war ich – auch wegen der vielen Überstunden – Burn-outgefährdet. Das hat übrigens in unserem Beruf stark zugenommen. Viele Lehrpersonen sind von den Anforderungen im Leben und im Beruf überfordert.

Wie meinen Sie das?

Viele Lehrpersonen machen heute die Faust im Sack. Sie sehen negative Entwicklungen und jammern, haben aber nicht den Mut, die Sache ändern zu wollen. Es hat sich eine Kultur des Abhakens etabliert. Man macht seine Sache und geht wieder nach Hause. Zeit für Visionen gibt es keine. Das ist für mich die grösste negative Veränderung zu früher.

Wie haben sich in dieser Zeit die Eltern verändert?

Das ist natürlich immer subjektiv, doch sie sind fordernder und kritischer geworden. Die meisten lassen dich noch immer arbeiten. Und dann gibt es Einzelfälle, die können dich drangsalieren.

Tatsächlich?

Sie fordern von dir als Lehrer, dass ihre Söhne und Töchter besser unterstützt werden: Ihr müsst ihm oder ihr das geben, das und das. Manche gehen gar juristisch gegen Noten vor, das ist absolut unverständlich. Auf der anderen Seite gibt es auch Eltern, die sehr dankbar sind, wenn man ihnen sagt, dass man ihr Kind vor allem als leidend wahrnehme und dass es Alternativen im Schulsystem gebe.

Hat eine Lehrperson eine erzieherische Aufgabe?

Immer mehr. Das ist wohl meine grösste Freude an meiner Pensionierung: dass ich nicht mehr erziehen muss. Aber etwas möchte ich noch anfügen.

Bitte.

Auch wenn ich jetzt ein bisschen schwarzgemalt habe: Es gibt so viele weltoffene und interessierte Schülerinnen und Schüler. Junge Menschen, in die ich grosse Hoffnung habe, dass sie verstehen, was sie machen müssen, damit es ihnen und den anderen Menschen gut geht.

Transparenzhinweis: Der Autor des Interviews ging bei Nik Thür in die Englischstunde, was dieser aber bei der Kontaktaufnahme längst vergessen hatte.